

Constanze Güthenke

Warum Boeckhs ›Encyklopädie‹ lesen?

Das Jahr 2017 markiert das 150. Todesjahr des Klassischen Philologen und hermeneutischen Denkers August Boeckh. Der Gott des Totengeleits ist Hermes, so verlässlich wie schwer zu fassen, so wandelbar wie schützend, so uneindeutig wie vermittelnd. In einer Reihe von vier Vorlesungen, die die schottische Schriftstellerin Ali Smith 2012 als Weidenfeld Visiting Professor in European Comparative Literature in Oxford unter dem Titel ›Artful‹ hielt, einer Reihe von Vorlesungen, die über das Sprechen über die Sprache reflektieren, über die Person des Interpreten, und über das Leben mit dem Nichtwissen, die also im Grunde zutiefst philologisch sind, äussert sie sich in ihrem letztem Vortrag ›On Offer and On Reflection‹ über die Figur des Hermes:

All reflection involves both Narcissus and Hermes. EM Forster, in *Aspects of the Novel*, reminds his readers that »a mirror does not develop because a historical pageant passes in front of it. It only develops when it gets a fresh coat of quicksilver – in other words, when it acquires new sensitiveness.« Quicksilver is another word for Mercury, is another word for a planet that looks like a grey boulder in space, is another word for an element which is both fluid and solid, can change its shape yet still hold its form, is another word for Hermes, Greek god of art, artfulness, thievery, changeability, swiftness of thought and of communication, language, the alphabet, speechmaking, emails, texts, tweets; god of bartering, trade, liaison, roads and crossroads, travellers, the stock exchange, wages, dreams; guide between the surface world and the underworld, guide between the living and the dead, stealer of unbreakable nets for catching pretty virgins, god of free association, god of freedom of movement, fluidity, mutability of form, broad-hatted heel-winged god of all going-between [...] above all god of perfect timing, god of canny slippage, god of changing the subject. [...] Because of this messenger going ahead of us, whose quickness is a reminder that alive and very fast both sometimes mean the same thing, we are able not just to know but to see where we are and where we're living. With this mercurial god, division comes to mean response. His presence allows transparency, protection, a seeing through something *and* an act of seeing something through.¹

¹ Ali Smith, *Artful*, London 2012, S. 185f.

Hermes verkörpert Diebestum, Verwandelbarkeit, und Protektion zur gleichen Zeit; das Ausweichen, das Vermitteln, aber auch das Versprechen, eine Form der Vollendung zu erreichen. Hier spricht, im Vergleich, August Boeckh, im ›Ersten Haupttheil, Erster Abschnitt, Theorie der Hermeneutik‹ seiner ›Encyklopädie und Methodologie der Philologischen Wissenschaften‹²:

Der Name der Hermeneutik stammt von ἑρμηνεία. Dies Wort hängt offenbar mit dem Namen des Gottes Ἑρμῆς (Ἑρμείας) zusammen, aber ist nicht hiervon abzuleiten, sondern beide haben dieselbe Wurzel. Welches diese sei ist nicht sicher. Sieht man von der Urbedeutung des Gottes Ἑρμῆς ab, der wahrscheinlich zu den chthonischen Göttern gehört, so erscheint der Götterbote, wie die Dämonen, als Vermittler zwischen den Göttern und Menschen. Er bringt die göttlichen Gedanken zur Manifestation, übersetzt das Unendliche ins Endliche, den göttlichen Geist in die sinnliche Erscheinung, daher bedeutet er das Prinzip der Scheidung, des Maasses, der Besonderung. So wird ihm nun auch die Erfindung aller der Dinge zugeschrieben, welche zur Verständigung gehören (τὰ περὶ τὴν ἑρμηνείαν), insbesondere der Sprache und der Schrift. Denn hierdurch werden die Gedanken zur Gestaltung, das Göttliche, Unendliche in ihnen in eine endliche Form gebracht; das Innere wird verständlich gemacht.³

Maass, Form, Göttlichkeit: ist dies nicht eine völlig andere Welt, ganz abgesehen von Boeckhs theologisch, historisch und idealistisch aufgeladener Sprache? Doch findet sich auch hier ein epistemologischer Optimismus, selbst wenn er ins Göttliche verschoben ist.

Optimismus tut Not, denn alle philologischen Aussagen werden von Boeckh zugleich mit Einschränkungen versehen: »Der Name stammt von [...]; hängt offenbar mit [...] zusammen, ist davon nicht abzuleiten, haben dieselbe Wurzel, welche diese sei ist nicht sicher«.

Smiths Buch ist nicht einfach ein Beitrag zur Gattung der Poetik-Vorlesungen, sondern Reflexion einer Autorin, die ihrem eigenen Unbehagen und Ausgesetztsein in die Rolle des Wissenschaftlers vor Wissenschaftlern ungewöhnliche narrative Form verleiht: Das ›Ich‹ der vier verbundenen Vorlesungen gestaltet sich im Spiegel der verstorbenen Partnerin der Sprecherin, die als konstruierte, unverständliche aber nicht weniger realistische Widergängerin zurückkehrt, um, unter anderem, an einer Vorlesungsreihe gleichen Titels zu arbeiten. Smith konfrontiert ihre Hörer und Leser bewusst mit dem Nichtwissen und seinem

² August Boeckh, Encyklopädie und Methodologie der Philologischen Wissenschaften, hg. von Ernst Bratuschek, Leipzig 1877.

³ Boeckh (Anm. 2), S. 80.

Aushalten, mit dem unvollständigen Verstehen, nicht nur weil sie bewusst mit den Gepflogenheiten eines akademischen Vortrags bricht. Die Form selbst erinnert daran, dass wissenschaftliches Sprechen seine eigenen Narrative hat, und diese Form ist ein – philologischer – Akt der Selbstentfremdung. Smiths Vorlesungen nehmen eine Beobachterperspektive ein auf den wissenschaftlichen Sprecher, eingebunden in eine Erzählung von Ich und Du, von Abwesenheit, Rückkehr, Unwiederbringlichkeit und komisch-ernsthafter Wiederbelebung – die sich, bei genauerem Hinsehen, nicht nur als literarische Strategie erweist, sondern im Grunde auf die Bedingungen selbst und die (großen und kleinen) Verleugnungen der Philologie bzw. der Philologen abzielt.

Ist es ein Trugschluss, oder gar ein Kurzschluss, Smith und Boeckh zusammen zu lesen? Boeckh interessiert sich und engagiert sich für die Bedingungen der Möglichkeit der Philologie, und er ist nicht weniger fähig, ihre Untiefen zu artikulieren. Beide sprechen von Vermittlung als einer Art Grenzgängertum. Nun ist Boeckh selber als Grenzgänger charakterisiert worden: zwischen (Neu-)Humanismus und historischem Positivismus; zwischen Philologie als textkritischer und textbezogener historischen Forschung einerseits und idealistisch-spekulativem Denken andererseits; und zwischen antiker *theoria* (wie in den Entwürfen Aristoteles und Platons) und moderner Wissenschaft (diszipliniert, institutionalisiert, arbeitsteilig).⁴ Dies ist sicher richtig, aber dies sind zur gleichen Zeit die Antinomien einer Klassischen Philologie bzw. Altertumswissenschaft überhaupt, und aus Boeckhs Perspektive gesehen betrifft dies Grenzgängertum alle philologischen, das heißt historisch-kulturellen-sprachlichen Wissenschaften.

Das Studium der (bzw. einer) klassischen Antike stellt generell ein Spannungsverhältnis dar, ein Anschlussverhältnis, eine Art Geschwisterdasein, von einem Element von Genealogie und einem Element von Idealismus, von Zeitlichkeit und Unzeitlichkeit: auf der einen Seite Geschichtlichkeit, Genealogie, konkrete Verortung historisch, geographisch und materiell; auf der anderen Seite ein Wertanspruch, ästhetisch, ideal, zeitunabhängig und beweglich. Diese beiden Bereiche sind konstitutiv für das Wissen um die Antike, und sie sind es weiterhin, nicht zuletzt da sie in den Praktiken und epistemologischen Erwartungen der Disziplin inhärent und weiterhin wirksam sind. Dies ist nicht eine Frage des idealischen Humanismus, eines Humboldtschen Bildungsideals, das dann historisch der Plattfüßigkeit organisierter

⁴ Axel Horstmann, *Antike Theoria und moderne Wissenschaft. August Boeckhs Konzeption der Philologie*, Frankfurt am Main 1992; vgl. auch ders., *Wozu Geisteswissenschaften? Die Antwort August Boeckhs*, in: *August Boeckh (1785-1867). Leben und Werk. Zwei Vorträge*, hg. von Ernst Vogt und Axel Horstmann, Berlin 1998, S. 23-48, hier S. 27-29.

Forschung und eines kurzichtigen Historismus weicht; dies ist nicht eine historische Abfolge, sondern ein grundsätzliches Spannungsverhältnis, in dem keine eindeutige Zuordnung möglich ist: Wo das Gewicht fällt, in welcher Gewichtung die Teile von Zeitlichkeit, Wertzuteilung und Antwort darauf stehen, dies sind Entscheidungen, die in jedem Akt des Lesens und Interpretierens neu gefällt werden (müssen) – und gerade deshalb ist der philologische Blick auf den Philologen in seiner oder ihrer Situiertheit so wichtig.⁵ Dies sind auch gegenwärtig historische und konzeptuelle Fragen an eine theoretisch orientierte Philologie, mit denen ein Wiederlesen von Boeckhs Text resoniert. Dessen bekanntestes Schlagwort ist wohl das von der Philologie als Erkenntnis des Erkannten, die damit weit über das Studium des Altertums hinausreicht:

Hiernach scheint die eigentliche Aufgabe der Philologie das Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, d.h. des Erkannten zu sein. Es wird überall von der Philologie ein gegebenes Wissen vorausgesetzt, welches sie wiederzuerkennen hat. Die Geschichte aller Wissenschaften ist also philologisch [...] vielmehr verfährt die ganze Geschichtsschreibung philologisch, zuerst inwiefern sie auf Quellen beruht, dann aber, inwiefern die geschichtlichen Thaten selbst ein Erkennen sind, d.h. Ideen enthalten, welche der Geschichtsforscher zu erkennen hat. Das geschichtlich Producirte ist ein Geistiges, welches in That übergegangen ist. [...] Die Geschichtsschreibung wäre dann nicht Zweck der Philologie, sondern nur das Wiedererkennen der in der Geschichtsschreibung niedergelegten Geschichtskennntniss, also nur die Geschichte der Geschichtsschreibung.⁶

In diesem Sinne müsste Philologie dann also auch im Grunde die Philologie der Philologie sein, die auf sich selbst (an-)gewandte Philologie – ganz ähnlich wie es der Sanskritist Sheldon Pollock in seinem programmatischen Essay ›Future Philology‹ gefordert hat: »A double historicization is required, that of the philologist – and we philologists historicize ourselves as rarely as physicians heal themselves – no less than that of the text«, mit anderen Worten: Der Philologe selbst kann und muss im philologischen Blick stehen.⁷ Sicher, Boeckh

⁵ Ich beziehe mich in dieser Darlegung der Antinomien einer klassischen Altertumswissenschaft und ihrer daraus folgenden Ansprüche auf Diskussionen im Rahmen eines mehrjährigen, multi-institutionellen kollaborativen Forschungsprojekts, das unter www.postclassicisms.org näher beschrieben ist.

⁶ Boeckh (Anm. 2), S. 10f.

⁷ Sheldon Pollock, Future Philology? The Fate of a Soft Science in a Hard World, in: Critical Inquiry, 2009, S. 931-961, hier S. 958; zugleich auf Deutsch erschienen: Sheldon

mag nicht unmittelbar die Betrachtung auf den zeitgenössischen Philologen einfordern, so wie er auch eine Philologie zeitlich naher Objekte nicht privilegiert. Er wägt ab, angesichts der Möglichkeit, dass Philologie somit auch die Betrachtung der jüngeren Geschichte und Gegenwart einschließen kann: »dass die Betrachtung [der neueren Zeit] sich nicht so sehr als nothwendig aufdrängt, indem sie unmittelbar vorliegt«⁸; jedoch, »nicht notwendig« ist nicht das gleiche wie »nicht möglich« – oder »nicht produktiv«.

1. Boeckhs ›Encyklopädie‹ als Ereignis

Ein paar Worte zur Situierung Boeckhs, der 1811 einem Ruf an die neugegründete Berliner Universität folgte und dort in Folge das Philologische Seminar über fünfzig Jahre programmatisch für die deutsche Altertumswissenschaft prägte.⁹ Geboren in Karlsruhe, studiert er ab 1803 erst Theologie, dann Philologie in Halle, bei Friedrich August Wolf, und ab 1804 mit Begeisterung bei dem neu berufenen jungen Friedrich Schleiermacher, dessen Vorlesungen über Platon und Ethik er hört. 1806 wird er zuerst Außerordentlicher, dann Ordentlicher Professor in Heidelberg an dem durch Friedrich Creuzer neugegründeten Philologischen Seminar. Er wird nach Berufung an die neue Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin 1810 Begründer des dortigen Philologischen Seminars, später Rektor und Dekan, sowie Mitglied, dann Präsident der Berliner Akademie, sowie Leiter des Großprojekts der Sammlung und Herausgabe des ›Corpus Inscriptionum Graecarum‹ – er durchläuft also das komplette Spektrum der Ämter.¹⁰ Boeckh zeichnet sich aus durch ein liberales Beharren auf

Pollock, Zukunftsphilologie, übers. von Lena Kühn, in: Geschichte der Germanistik 2009, H. 35/36, S. 25-50, hier S. 48: »Eine doppelte Historisierung wird benötigt, die des Textes und die des Philologen – und wir Philologen historisieren uns selbst so selten, wie sich Ärzte selbst heilen.«

⁸ Boeckh (Anm. 2), S. 12.

⁹ Zu Boeckh siehe Horstmann (Anm. 4); Thomas Poiss, Die unendliche Aufgabe. August Boeckh als Begründer des Philologischen Seminars, in: Die modernen Väter der Antike, hg. von Annette Baertschi und Colin G. King, Berlin 2009, S. 45-72; ders., Zur Idee der Philologie. Der Streit zwischen Gottfried Hermann und August Boeckh, in: Gottfried Hermann (1772-1848). Internationales Symposium in Leipzig 11.-13. Oktober 2007, hg. von Kurt Sier und Eva Wöckener-Gade, Tübingen 2010, S. 143-163, und den Sammelband August Boeckh. Philologie, Hermeneutik und Wissenschaftspolitik, hg. von Christiane Hackel und Sabine Seifert, Berlin 2013.

¹⁰ Zu Boeckhs Arbeit als Seminargründer siehe Sabine Seifert, August Boeckh und die Gründung des Berliner Philologischen Seminars, in: Hackel und Seifert (Anm. 9), S. 159-178, zu Boeckhs Rolle in der Leitung der Inschriften ›Corpora‹ Stefan Rebenich, Berlin und die

der Freiheit von Forschung und Lehre und den Reformbestrebungen der Universität, die er wiederholt in den öffentlichen Reden und Vorlesungskatalogen thematisiert – ebenso durch den auffallend geringen Drang zur Bildung einer eigenen ›Schule‹.¹¹

Seine ›Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften‹ war eine einführende Vorlesungsreihe, gehalten in 26 Semestern, für die sich, ihrem Herausgeber Ernst Bratuschek zufolge, über 50 Jahre fast 1,700 Hörer eingetragen hatten.¹² Die Vorlesung wurde 1877 von Bratuschek posthum herausgegeben, und dies ist die bisher einzige Edition, auf der auch die wenigen fremdsprachigen, verkürzten Übersetzungen basieren.¹³ Die ›Encyklopädie‹ nun ist nicht einfach ein ›Buch‹. Sie gehört zu einer Gattung, die Disziplinarität weniger schon geformt reflektiert als erst dialogisch erschafft;¹⁴ die ›Encyklopädie‹ ist also nicht Kompendium oder Handbuch; ganz im Gegenteil begegnet Boeckh dem Genre des Handbuchs mit ähnlichen Bedenken, wie dies die Fachkollegen der Klassischen Philologie immer noch oder heute wieder tun: So tadelt er den jüngeren Kollegen und Freund Karl Otfried Müller, der einen Beitrag über die Topografie von Athen und Attika für Ersch-Grubers 1818 begonnene ›Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Reihenfolge‹ verfasst hatte: »Auch bin ich sehr begierig auf Ihre Abhandlung [...], die Sie lieber anderswohin hätten geben sollen als in eine so verruchte Anstalt, wie eine Encyklopädie ist: wogegen ich wenigstens eine grausame Antipathie

antike Epigraphik, in: XIV Congressus Internationalis Epigraphiae Graecae et Latinae, hg. von W. Eck u.a., Berlin, Boston 2014, S. 7-75, bes. S. 9-13.

¹¹ Zu Boeckhs Ansichten zu Wissenschaft und Politik vgl. Axel Horstmann, ›Freie‹ Wissenschaft und politisch-gesellschaftliche Praxis – aus Sicht August Boeckhs, in: Hackel und Seifert (Anm. 9), S. 127-141, Thomas Poiss, August Boeckh als Universitätspolitiker, in: Netzwerke des Wissens. Das intellektuelle Berlin um 1800, hg. von Anne Baillet, Berlin 2011, S. 85-112; ein gutes Beispiel für Boeckhs Ansichten ist die Universitätsrede zum Anlass des königlichen Geburtstages 1853, Ueber die Wissenschaft, insbesondere ihr Verhältniss zum Praktischen und Positiven, in: Gesammelte Kleine Schriften, Bd. 2: Reden. Gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, hg. von Ferdinand Ascherson, Leipzig 1859, S. 81-98.

¹² Boeckh (Anm. 2), Vorwort, S. iii.

¹³ Vgl. August Boeckh, *On Interpretation and Criticism*, übers. von John Paul Pritchard, Norman (OK) 1968; August Boeckh, *Encyclopédie et méthodologie des sciences philologiques*, hg. und übers. von Marie-Dominique Richard, Sankt Augustin 2013; August Boeckh, *La filologia come scienza storica. Enciclopedia e metodologia delle scienze filologiche*, hg. von Antonio Garzya, Neapel 1987.

¹⁴ Zum Genre der Enzyklopädie von humanistischen Kompendia und universalen Entwürfen hin zu Fachprogrammen im 18. Jahrhundert siehe Christiane Hackel, *Philologische Fachencyklopädien. Zu Charakter und Funktion eines wenig beachteten Genres*, in: Hackel und Seifert (Anm. 9), S. 243-272.

habe«¹⁵. Die programmatische Fachencyklopädie, als Vorlesungsreihe, ist dagegen »ein Entwurf des Zusammenhangs und der Einheit aufeinander bezogenen Wissens, es ist ein Verprechen von Beständigkeit und gleichzeitig auf Offenheit hin angelegt«¹⁶; ein Genre mit Untiefen also, aber besonders in Boeckhs Fall auch ein materielles, verkörpertes und verwirklichtes Phänomen, das Einheitlichkeit bremst.

Wie haben wir uns diese Encyklopädie als Objekt, und als Handlung, vorzustellen? »Böckh legte«, so Bratuschek, »seinen Vorträgen bis an das Ende ein 1809 geschriebenes Heft zu Grunde. Dasselbe enthält einen in Einem Zuge entworfenen Grundriss seines Systems, den er dann in freier Rede ausführte. Doch boten die Vorlesungen immer nur Auszüge aus dem reichen Material, welche in Randbemerkungen des Originalheftes und auf einer grossen Menge beigelegter Zettel aufgespeichert wurden und welches Böckh ausserdem den Aufzeichnungen zu seinen übrigen Vorlesungen entnahm«¹⁷.

Der amerikanische Klassische Philologe Basil Gildersleeve, der ausschlaggebend war für den Transfer des deutschen philologischen Seminarsystems in die USA, hörte Boeckhs Encyklopädie-Vorlesung 1850, hier beschrieben in Gildersleeves typisch floralem Stil – und man bemerke – an die Graduierenden der Johns Hopkins University des Jahrganges 1893 gerichtet:

My first professor was the illustrious Boeckh. He was then sixty-five years old, and the yellow pages from which he read his lectures seemed to be almost as old as the lecturer. There was no attempt at oratory. He sat quietly in his chair, put his nose into his manuscript, fished out what he wanted to say and then said it deliberately, looking out serenely towards Unter den Linden, and nursing his leg from time to time. His type was the type of the oracle, but it was an oracle which one had no inclination to resist as one is wickedly disposed to resist oracles. The wide vision of the seer had been gained from the mountain tops of learning, mountain tops that he had reared, not simply climbed; and it was a privilege to sit in that stuffy lecture-room, and to see the revelation of the great science of antiquity, the very existence of which is called in question today.¹⁸

¹⁵ Brief an Müller, 27. Juni 1827, in: Briefwechsel zwischen August Boeckh und Karl Otfried Müller, Leipzig 1883, S. 74.

¹⁶ Thomas Steinfeld, Skepsis. Über August Böckh, die Wissenschaft der unendlichen Approximation und das Glück der mangelnden Vollendung, in: Was ist eine philologische Frage?, hg. von Jürgen Paul Schwindt, Frankfurt am Main 2009, S. 211-226, hier S. 213.

¹⁷ Boeckh (Anm. 12), ebd.

¹⁸ Basil Gildersleeve, Professorial Types, in: The Hopkinsian 1, 1893, S. 11-19, hier S. 15.

Die Blätter sind, so wie sie heute im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften einliegen, nicht sonderlich vergilbt; aber auch hier bei Gildersleeve sehen wir ein ähnliches Bemühen wie das Bratuscheks, die unterliegende Einheit des Werks zu betonen, um sie dann allerdings, im Gegenteil zu Bratuschek, gleichzeitig ironisch zu brechen. Das Skript oder ›Konvolut‹ wurde von Boeckh in keine druckreife Form gebracht; der edierte Text ist ein komplexes Gebilde aus Boeckhs Notizen und Entwürfen, studentischen Mitschriften und Bratuscheks ventriloquistischer Eigeninitiative, gleichzeitig Eigen- und Fremdperspektive: »Bereits seit dem Jahre 1856 haben mich seine Ansichten über das Alterthum in meinen Forschungen über die Geschichte der griechischen Philologie geleitet und ich kehrte im Jahre 1862 eigens in der Absicht zur Universität zurück um sein philologisches System gründlich kennen zu lernen«, schreibt Bratuschek in seinem Vorwort. Er besucht die Encyklopädie-Vorlesungen in gesamter Länge zweimal sowie alle anderen Collegien und die Besprechungen des Seminars Boeckhs, zusammen mit persönlichen Gesprächen zur Rückversicherung. Bratuschek, als guter Philologe, sichtet die Quellen: Haupthefte, Nebenhefte und Collegienhefte. Aber gibt gerne zu, dass die Quellenlage nicht unproblematisch ist:

Schwierig war die kritische Sichtung dieses Materials, weil Böckh's durchweg in frühern Lebensjahren angelegte Hefte Mancherlei enthalten, was durch die fortschreitende Forschung antiquiert ist, ohne dass er nöthig gefunden dies in allen Fällen durch Noten oder Striche zu bezeichnen. Um über seine endgültige Ansicht ins Reine zu kommen, mussten vielfach seine gedruckten Schriften nebst den dort und in andern Büchern sich findenden handschriftlichen Randbemerkungen benutzt werden. Ausserdem bestehen die Notizen in seinem Haupthefte selbst oft in schwer verständlichen Hinweisungen auf eigene oder fremde Schriften. Ich hielt es für meine Pflicht auch die kleinste Notiz nicht unbeachtet zu lassen und habe mich bemüht, mit Benutzung des gesammten mir zugänglichen Materials, das wissenschaftliche System der Philologie darzustellen, soweit es Böckh als Ganzes durchgearbeitet hat.¹⁹

Wenn Pollock dazu auffordert, den philologischen Blick auch auf den Philologen zu richten, so zeigt sich hier sicherlich Bratuscheks Bemühen, den Philologen mitzudenken. Er arbeitet in der Tat philologisch, allerdings unter dem Zeichen der Geschlossenheit und Schlüssigkeit; »der Zusammenhang ist ein Bedürfniss des Geistes«, so Boeckh in der ›Encyklopädie‹, auch

¹⁹ Boeckh (Anm. 2), Vorwort, S. v.

wenn er gesteht, »Ich bin selbst oft irre geworden, bis ich eine höhere Ansicht gefunden habe«²⁰. Für Bratuschek also liegt der Schwerpunkt auf Geschlossenheit eher als der Offenheit, die das Genre der Enzyklopädie eben auch versprechen kann.

Die Frage sollte also nicht nur sein ›Warum Boecks Encyclopädie lesen?‹, sondern auch: wie, und welche Encyclopädie? Es mag in Zukunft gut daran zu tun sein, Boeckhs ›Encyclopädie‹ nicht nur als textkritische Herausforderung zu lesen, sondern auch bewusst *als* Vorlesung; als Ereignis, und somit als Performanz.²¹ Der Text lädt dazu ein, zutiefst philologische Fragen nach der Textgestalt zu stellen; aber auch dazu, nach dem Verhältnis zu Bratuschek als Herausgeber zu fragen und seiner ungleichzeitigen Rekonstruktion von Boeckhs gesamten Spektrum aller von ihm verfassten Texte und Skripte, ganz abgesehen von der Evozierung des Sprechaktes. Für Bratuschek mag Boeckhs Text als System zu verstehen gewesen sein. Das Interesse der hier vorliegenden Überlegungen dagegen liegt in der Betonung auf dem Entwurf, dem Versprechen, , aber auch der Brüche im Bezug auf Boeckhs Kommentare vor allem zum Agenten der Philologie, dem Philologen.

2. Wer ist der Philologe?

Bratuscheks Textwerk selbst exemplifiziert die Herausforderung an den Philologen, nämlich ›nachzulesen‹ und zu konstruieren: Sein Subjekt philologischer Arbeit ist Boeckh selbst, und dies stößt uns sehr direkt auf die Frage nach der Rolle des Philologen (inklusive Boeckhs und Bratuscheks) als *Produzent* von Wissen und damit selbst als Objekt der Beobachtung.

Die Lücken, die sich Bratuschek in seiner Rekonstruktion von Boeckhs ›System‹ eröffneten, werden von ihm durch Empathie und intellektuelle Seelenverwandtschaft geschlossen: »Die Erfassung seiner Methode wurde mir dadurch erleichtert, dass ich in meinen philosophischen Ansichten vollständig mit ihm übereinstimmte«, und »Bei der Redaction habe ich die eigenen Worte Böckh's nach Möglichkeit beibehalten und wo dies der Form wegen nicht thunlich war, die Gedanken des Meisters in seiner Weise auszudrücken gesucht«²². Auch dies ist eine philologische Praxis; und selbst wenn sie bei Bratuschek hölzern oder naiv anmuten mag, so ist sie im Gefüge des Interpretierens als Verstehen des Anderen besonders seit 1800

²⁰ Boeckh (Anm. 2), S. 48.

²¹ Zur Vorlesung als Kulturphänomen und als Teil romantischer Dialogvorstellung siehe Sean Franzel, *Connected by the Ear. The Media, Pedagogy, and Politics of the Romantic Lecture*, Evanston (IL) 2013.

²² Boeckh (Anm. 19), ebd.

strukturell verankert, und wird als solche auch von Boeckh und seinen Zeitgenossen anerkannt.²³

In einem Brief an Boeckh vom 22. September 1825 kommentiert Karl Otfried Müller den sich entwickelnden Schlagabtausch zwischen Boeckh und Gottfried Hermann, bezüglich *apropos* des 1. Faszikels der Griechischen Inschriften, die Hermann mit detaillierten Verbesserungen und provokativer Kritik einzelner Lesarten besprochen hatte.²⁴ Müller schreibt, *apropos* einer von Boeckh und Müller unterschiedlich rekonstruierten Hermen-Inschrift:

– Was denken Sie zu seinem, mir komisch vorkommenden: Du bist in der Mitte von Thria und der Stadt, wo Hermes?

Sich zu rechtfertigen gegen Hermann, glaube ich, würde zu keinem wesentlichen Resultat führen. Er hat gar nicht das Talent sich in die Denkweise Anderer hinein zu versetzen und deren Consequenz zu erkennen. Man mag sich die grösste Mühe darum geben, er bleibt rein verstockt. Dieses Talent, Andere zu begreifen, ist aber gerade das philologische und in weiterem Kreise das historische; und so glaub' ich kann man mit Grund behaupten, dass Hermann, bei manchen eminenten Gaben, eigentlich das Hauptforderniss zum Philologen abgeht.²⁵

Müller liefert ein weiteres Beispiel:

Wie wenig er eigentlich die Alten versteht und verstehen will, habe ich recht bei einer genauen Durcharbeitung der Homerischen Hymnen gesehen. Der Hymnus auf Hermes

²³ Siehe Constanze Güthenke, Emotion und Empathie in der Interpretationspraxis der Klassischen Philologie um 1900, in: Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens, hg. von Andrea Albrecht and Olav Krämer, Freiburg 2015, S. 145-158; dies., »Enthusiasm dwells only in specialization«. Classical Philology and Disciplinarity in Nineteenth-Century Germany, in: World Philology, hg. von Sheldon Pollock, Benjamin Elman and Kevin Kung-Ming Chang, Cambridge (MA) 2015, S. 304-338. Die »Erkenntnis des Erkannten« ist dabei nicht einfach mechanisches Wiedererkennen, oder sekundäre, rekonstruktive Wiederholung, sondern auch eine Frage des Talents und des Gemüts; so Boeckh: »Ein reines Gemüth, ein allem Guten und Schönen nur offner Sinn, gleichempfänglich für das Höchste und Uebersinnliche und für das Kleinste, Gefühl und Phantasie verbunden mit Schärfe des Verstandes, eine harmonische Ineinanderbildung des Gefühls und Denkens, des Lebens und Wissens, sind für jede Wissenschaft und nebst rastlosem Fleiss auch für die Philologie Grundbedingungen des wahren Studiums«, Boeckh (Anm. 2), S. 26.

²⁴ Hermann publizierte seine gesammelten Rezensionen zum Thema, mit Erweiterungen, als Über Herrn Professor Boeckhs Behandlung der griechischen Inschriften, Leipzig 1826.

²⁵ Boeckh und Müller (vgl. Anm. 15), S. XXX.

ist in einer ganz besondern Manier abgefasst, die von der Homerischen sehr verschieden; H. stellt Regeln auf, wie er sein müsse, und verdirbt ihn darüber ganz.²⁶

Dass Müller die an sich unverbundenen Bemerkungen Hermanns zu der Inschrift und zu dem Homerischen Hymnus als Rahmen benutzt, um über Hermanns Mangel an Einfühlungsvermögen als philologische Grundbedingung zu reflektieren, scheint symptomatisch für die Rolle, die dem Wissenschaftler und Philologen als Vermittlerfigur zukommt. Im Folgenden soll das Gewicht auf der Frage liegen, wo Boeckh in seiner Bestimmung der Philologie den Philologen selbst – theoretisch und historisch – als Akteur und Handelnden verortet, vor allem dann, wenn Philologie als »Erkenntnis des Erkannten«, und damit des »Producirten« verstanden wird.

Das Erkannte ist, für Boeckh, das Objekt der Philologie, und es schließt im Grunde alles kulturell Produzierte ein, alle Realisierungen, auch materieller Art: Alle Objekte, Ideen, »Lebenseinrichtungen«, die damit philologisch lesbar werden (»gewissermassen Hieroglyphen, welche durch Hermeneutik und Kritik entziffert werden müssen«²⁷ nennt er sie auch), und es ist dies, welches ihm den Schluss erlaubt, dass Philologie sich theoretisch weder auf Sprachstudium noch eine zeitlich oder räumlich begrenzte Altertumswissenschaft beschränken lässt.²⁸

Da das ganze Leben und Handeln der alten klassischen Nationen der Gegenstand des materialen Theils ist und zwar nach allen Verhältnissen, soweit es nicht rein physisch ist, sondern sich darin ein Erkennen ausdrückt, so müssen soviel Unterabtheilungen hervorgehen, soviel grosse Unterschiede jenes Leben und Handeln enthält. Wir sahen, dass die Philologie eigentlich nichts anderes als die Darstellung dessen in der Verwirklichung, in der Geschichte ist, was die Ethik im Allgemeinen als Gesetz des Handelns darstellt.²⁹

²⁶ Ebd., S. 177f.

²⁷ Boeckh (Anm. 2), S. 78.

²⁸ »Zwei Ansichten von der Philologie sind unter allen die verbreitetsten, dass sie Alterthumsstudium und dass sie Sprachstudium sei – die eine so unbegründet als die andere«, Boeckh, ebd., S. 5. Zu den Implikationen von Boeckhs Ansichten für eine »globalere«, zeitlich und örtlich weniger beschränkte Philologie siehe Colin King, August Boeckh in the 21st Century: methodological questions for globalized Classics, online unter <https://jhiblog.org/2015/08/24/august-boeckh-in-the-21st-century-methodological-questions-for-globalized-classics/>.

²⁹ Boeckh (Anm. 2), S. 58.

Ethik mag hier als ein unerwarteter Begriff erscheinen, und Boeckh fügt hinzu, dass er sich für sein Verständnis an dem Ethikbegriff in Platons ›Staat‹ orientiert, der keine Tugend- und Pflichtenlehre meint, sondern Ethik als »Verhältnisse schaffend« denkt.³⁰ Denis Thouard hat gezeigt, wie eng Boeckh generell mit dem begrifflichen Vokabular seines Lehrers Schleiermacher engagiert ist, und besonders mit dem seiner, also Schleiermachers, *Ethik*, der er die Unterscheidung von Physik und Ethik und einen Gegensatz zwischen Produziertem und Produzierenden entlehnt, sie begrifflich aber auch wieder modifiziert und eingeführt.³¹

Die Wissenschaft überhaupt ist nur Eine ungetheilte und zwar im Gegensatz gegen die Kunst, welche zusammen mit ihr die ideelle Seite des Lebens und der menschlichen Thätigkeit bildet, die begriffliche Erkenntniss des Universums. Die gesammte Wissenschaft als ein Ganzes ist Philosophie, Wissenschaft der Ideen. Aber je nach der Betrachtungsweise, ob das All von materieller oder ideeller Seite genommen wird, als Natur oder Geist, als Nothwendigkeit oder Freiheit, ergeben sich, abgesehen von formalen Disciplinen, zwei Wissenschaften, die wir Physik und Ethik nennen. In welche gehört nun die Philologie? Sie umfasst gewissermassen beide und ist doch keine von beiden. Wir sollen als Philologen nicht wie Platon philosophieren, aber doch die Schriften Platons verstehen, und zwar nicht allein als Kunstwerke in Rücksicht der Form, sondern ganz, auch in Rücksicht des Inhalts; denn die Erklärung, die doch wesentlich philologisch ist, bezieht sich auch, und zwar vorzüglich, auf das Verstehen des Inhalts.³²

Wo steht damit der Philologe und wie nah steht er dem ›Producirenden‹? Boeckh erhebt die Philologie zu einem quasi-aristotelischen zivilisatorischen Grundbedürfnis (in Analogie zum menschlichen Nachahmungstrieb):

Der menschliche Geist theilt sich in allerlei Zeichen und Symbolen mit, aber der adäquateste Ausdruck der Erkenntniss ist die Sprache. Das gesprochene oder geschriebene Wort zu erforschen, ist – wie der Name der Philologie besagt – der ursprünglichste philologische Trieb, dessen Allgemeinheit und Nothwendigkeit auch schon daraus klar ist, weil ohne Mittheilung die Wissenschaft überhaupt und selbst das

³⁰ Boeckh (Anm. 2), S. 58.

³¹ Denis Thouard, Eine ›Encyklopädie‹ zwischen Ethik und Hermeneutik. Boeckh und Schleiermacher, in: Hackel und Seifert (Anm. 9), S. 107-124.

³² Boeckh (Anm. 2), S. 9f.

Leben übel beraten wäre, so dass die Philologie in der That eine der ersten Bedingungen des Lebens, ein Element ist, welches in der tiefsten Menschennatur und in der Kette der Kultur als ein ursprüngliches aufgefunden wird. Sie beruht auf einem Grundtrieb gebildeter Völker; φιλοσοφεῖν kann auch das ungebildete Volk, nicht φιλολογεῖν.³³

Griechenland allerdings gilt Boeckh (wie vielen anderen seiner Zeigenossen) wiederum als der Inbegriff eines gebildeten Volkes. Im gleichen Atemzug definiert er die Philologie jedoch auch als zeitliches Epiphenomän:

Ebenso sehen wir nun, warum [die Philologie] selbst dem Begriff nach einseitig auf das Alterthum beschränkt worden ist. Es geschah dies, weil die neuere Zeit erst noch im Produciren begriffen ist und also ein Abschluss überhaupt nicht so fest gemacht werden kann, auch eine Betrachtung derselben sich nicht so sehr als nothwendig aufdrängt, indem sie unmittelbar vorliegt. Das Alterthum dagegen ist entfernter, entfremdeter, unverständlicher und fragmentarischer und bedarf daher der Reconstruction in höherem Grade. Bei den Griechen ist die erste bedeutende Philologie entstanden, nachdem die Production relative abgeschlossen war; denn mit Aristoteles schliesst dies alte Zeitalter, und die alexandrinische Philologie, die sehr tüchtig und kräftig war, erfasste die Reflexion über das vor ihr nun abgeschlossene Alterthum.³⁴

Dieses historische, empirische Narrativ wird andererseits auch sogleich wieder relativiert:

Ist die Philologie ihrem Ziele nach eine Wiedererkenntnis und Darstellung des ganzen vorhandenen menschlichen Wissens, so ist sie, inwiefern dies Wissen in der Philosophie wurzelt, letzterer in Bezug auf die Kenntnis des Geistes coordinirt und unterscheidet sich von ihr nur durch die Art des Erkennens: die Philosophie erkennt primitiv, γινώσκει, die Philologie erkennt wieder, αναγινώσκει, ein Wort, welches im Griechischen mit Recht den Sinn des Lesens erhalten hat, indem das Lesen eine hervorragend philologische Thätigkeit, der Lesetrieb die erste Aeusserung des philologischen Triebes ist.³⁵

³³ Ebd., S. 11.

³⁴ Ebd., S. 12.

³⁵ Ebd., S. 16.

Untermuert wird dies von einer Referenz zu Platons ›Menon‹, dass alle *gnosis* bereits *anagnosis* sei: Der Unterschied zwischen Produzieren und Reflektieren ist also kein absoluter, sondern einer der Auffassung, und an sich auch kein historischer, was den philologisch Denkenden und Lesenden damit wieder genau in die gebildete Kulturproduktion einbindet. Das durchkreuzt also eine klare historische Teleologie oder Reihenfolge, so wie Boeckh sie gerade noch vorgeschlagen hatte mit der Abfolge vom klassischen Athen zum hellenistischen Alexandria. Die Objekte der Philologie sind also somit schon selbst philologische Effekte, insofern sie reflektierend und produzierend zugleich sind, und auch Denker und Philosophen sind damit eigentlich schon Philologen.

Die Stellung des Philologen als zugleich primär und sekundär, als Haupt- und Nebendarsteller, zeigt sich besonders gut in Boeckhs Aufriss der Wortgeschichte der Philologie, fast zu Anfang in seiner Vorlesung. Hier beruft er sich auf den Ruf des Alexandriners Eratosthenes:

Bei Eratosthenes zeigt sich deutlich, wie man den Namen [des ›philologus‹] schon damals [als allgemeiner Gelehrter] richtig verstand. Er war ein Mann von unermesslicher Erudition, Bibliothekar der grossen Bibliothek, der aber in keinem aller der Fächer, worin er arbeitete, den ersten Rang behauptete, und daher den Beinamen Beta erhielt; so nannten ihn die Vorsteher des Museums. Es liegt in der That im Begriffe der Philologie, dass jeder Philologe zwar in seinem Fache der Erste sein kann, aber in den einzelnen übrigen Wissenschaften der Zweite, gleichsam das Beta sein muss. Daher hat auch das Alterthum vor Aristoteles, weil es überwiegend productiv ist, keinen eigentlichen Philologen.³⁶

Zum Beinamen Beta fügt Boeckh eine Fußnote an mit der Rerefenz »Suidas Lex. Th.I, S. 850, Küster und dessen Anmerkung«. »Dass jeder Philologe in seinem Fach der Erste sein kann« – das ist Boeckhs Modifikation über den Text der Suida hinaus, der in der Tat nur sagt »in jedem Fach der Zweite« (**το δευτερεύειν ἐν παντὶ εἶδει παιδείας τοῖς ἄκροις ἐγγίγασι τὰ βήματα ἐπεκλήθη**); aus dem Suida-Eintrag wird zudem deutlich, dass Eratosthenes Beiname (der hier übrigens auch als »ein junger Platon« bezeichnet wird) selbst textkritisch angreifbar ist, und Hesychius **Βῆτα** (Beta) für **βήματα** (Stufen, Podium) emendiert hatte. Eratosthenes der Philologe, dessen Beinamen als der ewig ›Zweite‹ Boeckh als Tatsache feststellt, erscheint beinahe als seine ironische Heldenfigur. Philologie mag ein Lesen, Denken und

³⁶ Ebd., S. 13.

Handeln zweiter Ordnung sein, auch wenn sie im gleichen Atemzug zur menschlichen Grundausrüstung erhoben wird. Ganz so wie Hermes als vermittelnder Gott weniger Aufmerksamkeit auf sich zieht, aber doch Gott ist, so sind die Abfolge von primär und sekundär Produzierendem, von Alpha und Beta, auch für den Philologen permeabel. Was ist also zu tun mit Boeckhs »umfassende[r] Culturgeschichte des Alterthums«³⁷, die auf der Zentralität ›philologischer‹ Effekte und Phänomene besteht, für eine Kultur, die als zugleich produzierend und reflektierend verstanden wird? Es ist leicht, sich auf Schlegels Diktum zurückzubesinnen, nach dem »Es hat noch jeder in den Alten gefunden, was er brauchte, oder wünschte, vorzüglich sich selbst«³⁸. Boeckhs Antike reflektiert und bestätigt den modernen, professionellen Philologen. Aber einen solchen Blick auf philologisches Wissen ernstzunehmen erlaubt es auch, mit Boeckh einen erweiterten Blick auf antike Wissenstexte als zentral und primär für das Studium der Antike zu richten und somit die kanonische Selbstbeschränkung auf literarische Werke zu hinterfragen. ›Literarische‹ Texte nehmen im Zweiten Teil der ›Encyklopädie‹, unter dem Überbegriff »Von dem gesammten Wissen des klassischen Alterthums«, knapp 35 Seiten ein für griechische Autoren, noch weniger für die lateinischen. Der Überblick zu historischer, philosophischer und rhetorischer Prosa dagegen, die für Boeckh eine größere Nähe zum ›Erkennen‹ in vertrauterer Form für den Wissenschaftler aufweisen, nimmt fast genau so viel Platz ein wie der der Dichtung. Die Abteilung über literarische Texte folgt der zur »Geschichte der Einzelwissenschaften«, darunter Mathematik, Naturwissenschaften und »empirische Geisteswissenschaften«, mit gut 30 Seiten. Literarische Texte sind für Boeckh also automatisch bereits Wissenstexte. Dieser ›Zweite Haupttheil‹ der ›Encyklopädie‹, der materiale Teil (»materiale Disciplinen der Alterthumslehre«) nach dem formalen (»Formale Theorie der philologischen Wissenschaft«), ist, wenn Boeckh gelesen wird, üblicherweise eher stiefmütterlich behandelt, so wie er auch in den fremdsprachigen Übersetzungen, die sich in ihrem hermeneutischen Interesse auf den theoretischen Teil beschränken, nicht einbezogen wird. Für Boeckh allerdings gehört er fest zum Gefüge seiner ›Encyklopädie‹: »Da alles Allgemeine und Besondere in einander greift, und nicht auseinander gerissen werden kann, so ist auch keine genaue Sonderung der beiden Hauptabschnitte des materialen Theils möglich, sondern es wird immer der eine in den andern hinüberspielen«³⁹. Wenn Boeckh also die theoretischen und materialen Teile seines Werks als

³⁷ Ebd., S. 57.

³⁸ Schlegel, Athenaeums-Fragmente Nr. 151, Kritische Ausgabe, Erste Abteilung, Zweiter Band: Charakteristiken und Kritiken I (1796-1801), hg. von Ernst Behler, Paderborn 1967, S. 189. [bitte die Zitierausgabe vervollständigen]

³⁹ Boeckh (Anm. 2), S. 57.

eng verbunden ansah, dann stellt sich die Frage, welche Art von Praxis Boeckh anstrebte, und welche Lesarten aus der Theorie resultieren. Wie ›offen‹ ist seine Methode? Boeckh steht (noch) in einer Welt, in der Verstehen grundsätzlich möglich, aber durch Kombination idealistischer und positivistisch-empirischer Tendenzen reflektiert und nicht immer lösbar ist.

3. Wie also soll der Philologe lesen?

Denis Thouard hat richtig gefragt, ob Boeckhs Programm nicht auch ein Fall metaphysischer Verbrämung ist, der eine spekulative Struktur vorstellt, die im Grunde mit der empirischen, historischen Tendenz nicht immer rundläuft, und in der Praxis des materiellen Verstehens vielleicht auch anders eingelöst wird.⁴⁰ In jedem Fall handelt es sich um einen Text mit Spannungen und Widersprüchen, die hier auch nicht ›philologisch‹ aufgelöst werden sollen, sondern die sich als Reflexion auf philologisches Wissen und Handeln selbst darstellen.

Die folgende Aussage zum Verhältnis von Encyklopädie und Methodik kann sich genauso als Anleitung zur philologischen Arbeit des Altertumsforschers lesen wie als Anleitung für den Dozenten Boeckh und seine eigenen heutigen Leser: »Alles in der Wissenschaft ist verwandt; obgleich sie selbst unendlich ist, so sympathisirt und correspondirt ihr ganzes System. Man stelle sich, wohin man wolle, nur dass man etwas Bedeutendes und Würdiges wähle, und man wird sich von diesem Anfangspunkt aus nach allen Seiten hin ausbreiten müssen, um zum vollständigen Verständniss zu gelangen«⁴¹. Dies »man stelle sich, wohin man wolle« ist es, das Bratuschek die Arbeit erschwerte, das aber auch repräsentativ ist für die relative Flexibilität Boeckhs (und die Abwesenheit einer Boeckhischen ›Schule‹) und uns in seiner Auffassung von Philologie Raum für Pluralität, Kontingenz und Dynamik schafft; »nur dass man etwas Bedeutendes und Würdiges wähle« zeigt die Spannung mit Wertvorstellungen, aber auch das Bewusstsein ihrer jeweiligen Verfasstheit. Boeckh zeigt eine gewisse Zuversicht, dass seiner philologischen Praxis und seinem Material eine implizite Systematik innewohnen, die sich erschliessen lässt, auch wenn eine solche Systematik zugleich immer wieder neu konstruiert werden muss. In der Praxis müssen Encyklopädie und Methode verbunden sein, doch ist Boeckh im gleichen Zugeentwaffnend ehrlich ob der Schwierigkeit und der Untiefen dieses Verfahrens:

⁴⁰ Thouard (Anm. 31), S. 122f.

⁴¹ Boeckh (Anm. 2), S. 46.

Denn zunächst haben wir die Methode das Einzelne zu studiren nicht in dem Sinne gelobt, als ob man das erste Beste vornehmen könnte, ohne sich um das Andere zu bekümmern. Dies gäbe in der That eine abscheuliche Einseitigkeit, welche man in frühen Jahren austreiben muss; denn sie setzt sich zu leicht fest, und es geht daraus jene Selbstüberschätzung hervor, wonach jeder sein Fach für das höchste und alles Andere für Nichts erachtet. [...] Da [die Encyclopädie] übrigens den allgemeinen wissenschaftlichen Zusammenhang dessen finden lehrt, was man einzeln auffasst, reizt sie auch den wissenschaftlichen Forscher zum weitem Vordringen, welches ihn sonst anekeln würde; denn der Zusammenhang ist ein Bedürfnis des Geistes. Viele treiben die Philologie ohne Bewusstsein; kämen sie zum Bewusstsein dessen, was sie treiben, so würden sie, wenn sie gute Köpfe sind, das Studium wegwerfen, weil sie keine Basis und keinen Zusammenhang in ihrer Arbeit finden würden. Die Philologie muss sich wissenschaftlich gestalten, damit Alles von einer Idee durchdrungen sei; sonst kann sie nicht lange Befriedigung gewähren. Ich selbst bin oft irre geworden, bis ich eine höhere Ansicht gefunden habe.⁴²

Zeitgenössische und spätere Leser haben Boeckh sowohl ›ironisch‹ genannt (Steinthal; Thouard), als auch ›bodenständig‹ (Schwindt);⁴³ aber das Nebeneinander von epistemologischem Optimismus und Selbstkritik einer gelebten Philologie als Beruf, von Spekulation und Empirie, und die Verwerfungen, Leerstellen, und Untiefen, die daraus in seiner ›Encyclopädie‹ artikuliert sind, sind auch ein Dialogangebot an neue Theorien der Philologie und an neue Fragestellungen in diesem historischen Moment.

Boeckhs Einladung, alles Erkennen und Erkannte, über das Textuelle hinaus aber das Textuelle einschließend, ist als »Verhältnisse schaffend« und in diesem Sinne ethisch zu verstehen – das ist in Hörweite von dem, was wir heute ›situatedness‹ nennen, die Einsicht, dass Wissen und damit Wissenschaft selbst situiert, kontingent, provisorisch, partiell, und erlebt sind, dass es keinen »view from nowhere« gibt.⁴⁴ Das gleiche gilt für die

⁴² Ebd., S. 47f.

⁴³ Zu Boeckhs Ironie vgl. Thouard (Anm. 31), S. 123, mit Bezug auf Heyman Steinthals zeitgenössische Charakterisierung Boeckhs und Boeckhs eigener Wertschätzung ironischer Autoren, z.B. Laurence Sterne; zur Bodenständigkeit vgl. Jürgen Paul Schwindt, Der Name der Philologie, in: Hackel und Seifert (Anm. 9), S. 275-279, hier S. 277.

⁴⁴ Amanda Anderson drückt in einer Rezension von Lorraine Daston and Peter Galisons Buch *Objectivity*, Cambridge (MA) 2007, das so aus: »forms of scientific objectivity are always lived practices, epistemology is always interarticulated with ethos. What we call objectivity is always situated and hence variable«, zitiert nach: dies., *Epistemological Liberalism*, in: *Victorian Studies* 50, 2008, H. 4, S. 658-665, hier S. 659. Für den »view from nowhere« siehe

›Encyklopädie‹ selbst als Textwerk, als ›Konvolut‹ und Ereignis: Die Herausforderung an uns als seine Leser ist, sie tatsächlich philologisch zu lesen: als medial komplexe Performanz, als Wiederholung, als Tätigkeit, als Text, als Koproduktion, als Kommentar, als Produzieren, als Konstruktion, als philologische Übung, als Blick, der den Philologen mitsieht, als Vermittlung und Verstehen und nicht weniger als Ausweichmanöver und Verfremdung. Ali Smith erinnert mit E.M. Forster daran, dass ein Spiegel, um weiterhin zu reflektieren, eine Schicht neues Quecksilber braucht, dessen englischer Name, ›mercury‹, an den Gott Hermes erinnert. Dass man wiederholen muss, wiedererkennen, wiederlesen, widerspiegeln, wieder sprechen und widersprechen, sollte als Punktgewinn für die Philologie gelten.

(Professor Constanze Güthenke, Corpus Christi College, Oxford OX1 4JF, United Kingdom, constanze.guthenke@classics.ox.ac.uk)

Donna Haraway, *Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*, in: *Feminist Studies* 14, 1988, S. 575-599; für den Vorschlag einer Altertumswissenschaft, die solche Situiertheit und Offenheit des Feldes integriert, siehe Constanze Güthenke und Brooke Holmes, *Hyperinclusivity, Hypercanonicity, and the Future of the Field*, in: *Canonicity, Marginality, Passion*, hg. von Marco Formisano and Christina Kraus, Oxford 2018 (im Druck).